

Rumänien

Wie ganz Rumänien leidet die rumänische Kirche unter dem Exodus der Jungen. Die Staatsbediensteten mussten 2010 auf 25% ihres ohnehin mageren Einkommens verzichten. Arbeitsplätze sind rar, Ernte und Hausarbeit in Spanien bringt mehr Geld als Unterricht in Rumänien. Medizinstudenten sehen ihre Zukunft nur noch im Ausland, brachliegende Felder finden keinen Pächter - und Präsident Basescu fordert jeden auf zu gehen, der gehen will.

Die alte kommunistische Elite zieht weiter ihre Fäden und die „Männer mit den blauen Augen“ (Securitate) kehren zurück. Korruption ist weit verbreitet, ein Kilometer Autobahn kostet viermal so viel wie in Italien. Finanzhilfe erhält auch die Kirche nur, wenn sie gut mit Abgeordneten und Senatoren vernetzt ist.

Der Uralt-Dacia steht neben dem BMW-Geländewagen. Ein Schüler isst im Restaurant, der andere hat keine zweite Hose. Geld verdient man leichter bei kriminellen Geschäften als mit einer guten Ausbildung. Viel Geld fließt mit dem schlechten Gewissen der im Ausland arbeitenden Eltern an die bei den Großeltern lebenden Kinder. Das Geld zerstört deren Erziehungsanstrengung. Hedonismus, Konsumismus und Materialismus bedrohen die Kinder und Jugendlichen. Drogenprobleme waren zu Schulbeginn im September Medienthema. Die Vermittlung des Glaubens und christlicher Werte ist die große Herausforderung der nahen Zukunft.

Historisch teilt sich Rumänien in zwei Teile: das sogenannte Altreich mit Moldawien und der Walachai, d.h. die Diözesen Iasi und Bucuresti, und das erst nach dem 1. Weltkrieg mit dem Banat hinzugekommene Siebenbürgen. Ethnische und religiöse Zugehörigkeit sind eng verwoben. Holzschnittartig gesagt, ist ein Rumäne Orthodox (in Siebenbürgen auch griechisch-katholisch), ein Deutscher Lutheraner (ausgewandert) und ein Ungarn oder magyarisierter Deutscher Katholik. Spricht der Pfarrer und die Gemeinde rumänisch so befindet man sich mit großer Wahrscheinlichkeit in einer griechisch-katholischen Gemeinde, bei Ungarisch mit Sicherheit in einer lateinischen. Nach 1918 und besonders unter Ceausescu fand eine aggressive Rumänisierung statt. In Siebenbürgen betrachtet man die Rumänen immer noch als Invasoren und Fremde. Die Rumänen erinnern dagegen an die aggressive Magyarisierung zwischen den beiden Weltkriegen als der Nordwesten des heutigen Rumänien Teil Ungarns war. Diese Spannungen und Ressentiments belasten immer noch die innerkirchliche Solidarität.

Im Altreich ist die orthodoxe Kirche unangefochten die Kirche der Rumänen. Die Erzdiözese Bukarest ist daher eine ausgedehnte Diasporadiözese, die Gläubigen stammen aus Familien, die vor Jahrhunderten als Landarbeiter einwanderten. Die Wege sind weit und die Gemeinden verstreut. Eine der großen Herausforderungen sind Kirchenneubauten. Unter den Kommunisten geschahen Renovierungen illegal und Neubauten waren nicht möglich. Die Gemeinden wuchsen und in den alten Kirchen stehen die Gläubigen sonntags bei allen drei Messen bis ins Souterrain und nach draußen vor die Kirche. Die Standfestigkeit der Gebäude ist dubios. Die Kosten explodieren jedoch. Erdbebenschutz und Bauvorschriften verlangen spezielle Baumaßnahmen und die Ausführung der grundlegenden Arbeiten durch Fachfirmen. Die Gemeinden sind überfordert.

In Siebenbürgen ist die Situation für lateinische und griechisch-katholische Diözesen etwas unterschiedlich. Alle lateinischen Diözesen sind jetzt Diasporadiözesen. Barockkirchen, für

2000 Gläubige gebaut, beherbergen heute noch 600 - meist alte Menschen. Gemeinden werden zusammengelegt. Die Berufungen nehmen ab. Die jungen Familien sind ausgewandert und mit ihnen die Söhne und Töchter. Fahrzeuge für die Seelsorge sind die Priorität für die Betreuung der verstreuten Gemeinden. Ein Zeichen der Hoffnung ist der starke Glaube; erste Heilige Kommunion und Firmung sind noch wichtige Wegmarken.

Die griechisch-katholischen Gemeinden sind immer noch im Aufbau. Die orthodoxe Kirche verzögert bis heute die Rückgabe des enteigneten Besitzes an die griechisch-katholische Kirche und neue Kirchen müssen gebaut werden. Der rumänische Staat bevorzugt die orthodoxe Kirche. Mit staatlichen Geldern wachsen auf staatlichen (kostenlosen) Grundstücken orthodoxe Kirchen wie Pilze nach einem warmen Regen. Der Neubau steht oft neben einer alten verfallenen Kirche, die den griechisch-katholischen Gemeinden gehört. Dem Verfall wird aber der Vorzug vor der Rückgabe gegeben. Die Gläubigen sind sehr bewußt griechisch-katholisch und die Kirche ist für sie ein Symbol ihrer Auferstehung. Auch wenn die Bauzeiten für unseren Geschmack zu lange dauern, keine wird als Bauruine enden. Zu viel Herzblut und Unnachgiebigkeit steckt in ihnen.

Die Finanzlage belastet. Der rumänische Staat spart, wo immer er kann. Bei Kirchenbauten erhalten nicht-orthodoxe Gemeinden noch einen kleinen Zuschuss, bei Pfarrhäusern entfällt auch dieser. Priester erhalten einen Lohnzuschuss, Mitarbeiter der Kirchen (Lehrer, Sozialarbeiter) Gehälter aus staatlichen Mitteln. Dieser Zuschuss wurde 2010 summarisch um 25% gekürzt, zusätzliche Sozialleistung wie Überstunden, verbilligte Ferien ganz gestrichen. Alle Diözesen stehen vor gewaltigen Problemen, da ihre Mitarbeiter unter den gesetzlichen Mindestlohn gefallen sind. Messintentionen für die Priester sind überlebensnotwendig.

Republik Moldau

Die Republik Moldau ist das einzige Land der Ex-UdSSR in meinem Bereich. Die soziale Situation ist schlimmer als in Rumänien. Die Katholiken sind meist keine Rumänen, sondern Russen, Polen, Ukrainer, im Zarenreich als Offiziere, Beamte, Landarbeiter eingewandert. Russisch – nicht Rumänisch ist die lingua franca. Die Kirchenbauprojekte der einzigen Diözese Chisinau sind faszinierend. Sie fassen architektonisch Mission, Liturgie und Diakonie in einem Gebäude zusammen. Oben ist der Kirchenraum und im Souterrain die Räume für Katechese, Jugendpastoral, das Lager für Hilfsgüter und die Wohnung der Pfarrer. Alles ist für sich bescheiden, das resultierende Gebäude mit dem Kirchturm aber ein Leuchtturm für alle Suchenden. Die Gläubigen können die Kosten aber ohne unsere Hilfe nicht tragen. Zudem brauchen die Priester Autos für die Seelsorge der weit verstreuten Gläubigen.

Eine Reise in den abtrünnigen Teil Transnistrien ist eine Reise in die Vergangenheit. Russische Panzer sichern Grenze und Brücke. Nachts gilt de-facto Ausgangsperre und Menschenrechtsverletzungen sind an der Tagesordnung. Das Militär ist omnipräsent. Vor dem Parlament steht die Büste Lenins, auf den Straßen fahren alte Wolgas und Militärlaster. Das Pfarrhaus in Bender liegt an der Straße des Kommunismus, die gegenüberliegende neue Kirche wird aber dann in der Fruchtstraße liegen. Alle Priester in Transnistrien sind polnische Ordenspriester der Dehonianer (Herz-Jesu-Priester)

Albanien

Albanien ist eines der ärmsten Länder Europas, die Arbeitsmoral niedrig. Ein Autobahntunnel stürzte am Tag nach der Eröffnung ein, Kirchengebäude haben schon nach einem Jahr

schwere Wasserschäden. Jeder handelt mit etwas, jeder werkelt etwas. Bars, Autowaschplätze, fliegende Händler, Autoersatzteil- und Baustoffhändler wechseln sich entlang der Straßen ab. Gewerbe ist nicht zu sehen. Alles lebt von den Geldüberweisungen der im Ausland arbeitenden Albaner und kriminell erworbenen Mitteln. Die Arbeitslosigkeit ist hoch und die Jugendlichen vertreiben sich den Tag in den Bars. Die Infrastruktur ist schlecht. Manche Straßen sind nur mit dem Geländewagen zu passieren.

Die alten Eliten geben nach wie vor den Ton an. Sali Berisha, der Ex-Präsident und jetzige Ministerpräsident, war Parteisekretär und Arzt von Enver Hoxha. Im Nationalmuseum Albanien wurde die Museumstechnik modernisiert, nicht aber die Inhalte - die kommunistischen Partisanen siegen weiter. Tassen mit Hoxhas Konterfei werden als Nippes verkauft. Seine Bücher findet man in der Buchhandlung an Skanderbegplatz im Zentrum von Tirana.

Bischöfe und Priester sorgen sich, wie weit Europa Albanien als Teil seiner selbst ansieht. Bischof Rrok Mirdita (Tirana) möchte unbedingt 2011 die Sitzung der Europäischen Bischofskonferenzen in Tirana abhalten, um seinen Amtsbrüdern die Kirche Albanien nahe zu bringen. Die albanische Kirche hat traditionell enge Beziehungen zur italienischen Kirche. Albanien ist das einzige Land Osteuropas, das keine Untergrundkirche hatte. Alle Priester waren in Haft und erlitten das Martyrium. Heute sind drei der sechs Bischöfe Italiener und die Mehrzahl der Schwestern und Priester sind Italiener. Man klagt seit Jahren über italienischen Kulturimperialismus.

Albanien erlebt zur Zeit wieder wie 1997 soziale Spannungen, gewalttätige Konflikte. Die Migration aus den Bergen in den Großraum Tirana-Durres geht weiter. Das Leben in den Bergen war und ist ein archaisches Leben mit starren Geschlechterrollen. Der Tribu (Stamm) ist zentraler sozialer Referenzpunkt. Weder bei Moslems noch bei Katholiken kann viel Glaubenswissen vorausgesetzt werden, Katholik, Moslem sind Stammesetiketten. Männer lehnen sogar die Taufe mit dem Argument ab, dass sie doch schon katholisch sind. Distanzen lassen sich oft nur durch stundenlange Fußmärsche überwinden. Die Katechese ist entsprechend schwierig. Für die Bergbewohner würden die Bischöfe gern kleinere Kirchen als Anker für die Gemeinden bauen.

Kommen die Bergbewohner als Migranten in die Stadt wird ein Grundstück besetzt und mit einer hohen Mauer umgeben. Stadtplanung und Infrastruktur existieren nicht. Hinter den Mauern leben die Großfamilien und hinter ihnen verschwinden die jungen Mädchen, wenn die Pubertät beginnt. Katechese ist den Schwestern nur in Verbindung mit Handwerksausbildung möglich. Eine weitere Priorität ist es, die Jugendlichen aus den Bars zu holen und ihnen mit christlichen Werten zu helfen, den Sinn ihres Lebens zu finden.

Der islamische Süden ist fruchtbarer Missionsboden. Moslems haben so viel bzw. so wenig Glaubenswissen wie die Katholiken. Trotz vieler Gelder aus Saudi-Arabien ist im Straßenbild – außer in einem Stadtviertel Tiranas - keine Islamisierung zu sehen. Der Nuntius bat uns, hier mit viel Liebe zu helfen. Die Aufgabe liegt in den Händen von Schwestern, die sich in dem weitläufigen Gebiet abkämpfen. Sie kommen aus Irland, dem Libanon und aus Deutschland. Franziskaner-Minoriten aus der slowakischen Provinz arbeiten mit Herzblut von Fier aus.

Eine gute Nachricht für diejenigen, die sich noch an die Bunkerkirche in der Nähe von Fier erinnern. Im Dezember stellte Bischof Kabashi endlich den lang ersehnten Antrag, den Neubau der Kirche unterhalb des Bunkers zu unterstützen. Wir warten noch auf Unterlagen.